Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 568. **Sonnabend** den 6. November 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 6. November.

Die ultramontanen Blätter suchten neuerdings gegen die in Aussicht stehende **Marinevorlage** dadurch Stimmung zu machen, daß sie neue und große Forderungen für das **Landheer** in Aussicht stellt. Mit besonderer Bestimmtheit und mit besonders auffälligem Bestreben, genau informirt zu erscheinen, predigt die „Köln. Volksztg." die Mahnung, „unsere Mittel für unter Umständen erforderlich werdende unabweisbare Verstärkungen der Landarmee bereit zu halten und nicht auf zu weitgehende Flottenverstärkung zu verwenden". Denn:

„Einerseits ist die Aussicht auf Einführung des kleinkalibrigen Gewehres, welches ja nicht rein platonisch, sondern behufs eventueller Einführung bereits von mehreren Truppentheilen erprobt wird, unbedingt vorhanden und andererseits vollzog sich soeben die Durchführung der Verstärkung der russischen Feldartillerie um 66 Batterien und 3 Reservebatterien, die damit um 38 Batterien stärker als die deutsche wurde. Ferner entsteht neuerdings aus den Leistungen der Maschinengewehre, namentlich der Maximgeschütze, d. h. Schnellfeuergeschütze mit Gewehrkaliber, die 600 Schuß in der Minute abzugeben gestatten, die Perspective auf die eventuelle Einführung einer neuen, die Feuerwirkung der Infanterie und namentlich die der Cavallerie zu verstärken bestimmte Waffe. . . . Zu den übrigen Erscheinungen, die auf die Concentrirthaltung unserer Mittel für die Landwacht verweisen, müssen wir ferner auch die geplante Verstärkung des englischen Landheeres rechnen; in den britischen Fach- und politischen Kreisen besteht eine starke Strömung, welche die Landwacht Englands so stark machen will, daß sie zu einem Eingreifen auf dem Continent mit Streitkräften befähigt ist, die unter den heutigen Verhältnissen von Belang sind."

Selbstverständlich bemächtigt sich die demokratische und die socialdemokratische Presse mit Eifer dieser Darlegung, obgleich sie für keinen Unbefangenen auch nur das geringste Argument gegen eine Verstärkung unserer Flotte enthält. Was den dritten Punct — um mit diesem zu beginnen — betrifft, so kann er füglich aus der Betrachtung ganz ausgeschieden werden, denn einmal handelt es sich in Bezug auf die Vermehrung der englischen Landarmee vorläufig noch um fromme Wünsche, und zweitens könnte diese Vermehrung für Deutschland ganz gleichgiltig sein, denn wenn wirklich einmal der höchst unwahrscheinliche Fall eintreten sollte, daß die deutsche Landarmee der des isolirten England gegenüber zu treten hätte, so wäre sie dieser noch immer überlegen, selbst wenn die letztere um das Doppelte vermehrt werden sollte. Was die Vermehrung der russischen Artillerie angeht, so ist es mehr als fraglich, ob Deutschland eine solche Maßregel zum Anlaß einer Vermehrung der deutschen Artillerie nehmen wird. Man hat nicht allein zu prüfen, wie sich die deutsche Artillerie zur russischen, sondern auch, wie die Artillerie des Dreibundes sich zu der des Zweibundes verhält. Wenn hier ein Minus auf Seiten des Dreibundes eintreten sollte, so wäre es noch immer die Frage, warum denn gerade Deutschland, das in den letzten 10 Jahren für die Erweiterung seiner Armee mehr gethan hat, als die beiden anderen Dreibundstaaten zusammen, verpflichtet sein sollte, das Minus auszugleichen. Und was endlich den ersten Punct anlangt, so spricht dieser erst recht nicht dagegen, daß man für die Marine endlich einmal größere Aufwendungen macht. Die Neubewaffnung der Armee, bald der Infanterie, bald der Artillerie oder der Cavallerie, hat in den letzten 1½ Jahrzehnten eigentlich nie aufgehört. Das mag bedauerlich sein, aber der Nothwendigkeit der Bewilligung haben sich selbst die linksliberalen Kreise nicht verschließen können. Gerade aus der Häufigkeit von Bewilligungen für Neubewaffnung der Landheere wird man schließen müssen, daß die in naher Zeit — ob wirklich oder angeblich, sei nicht untersucht — bevorstehenden nothwendigen Bewilligungen kein geeigneter Grund sind, die Forderungen für die Marine abzulehnen. Man müßte denn überhaupt darauf verzichten, die Marine in angemessener Weise zu verstärken. Irgend welche Forderungen wird man eben fast jedes Jahr für das Landheer erwarten müssen. Es wäre aber eine Unbilligkeit und Kurzsichtigkeit sondergleichen, wenn man darunter regelmäßig die Marine leiden lassen wollte. Wenn die Marineforderungen jetzt größer sind als es Manchem wünschenswerth erscheint, so beruht dies zum Theile darauf, daß infolge der Heeresvermehrung von 1893 der Marine eine Zeit lang „der Brodkorb zu hoch gehängt" wurde. Wollte man jetzt wieder wegen angeblicher Forderungen für das Landheer den Marineetat beschneiden, so würden die Marineforderungen in ein paar Jahren erst recht hoch sein müssen. Und schließlich würde sich der Reichstag vor die Frage gestellt sehen, ob er entweder ohne Rücksicht auf die Ausgaben für die Landarmee das Nöthige für die Marine bewilligen oder nicht ganz darauf verzichten will, daß Deutschland eine Marine besitzt. Denn wenn die Marine jahraus, jahrein als Stiefkind behandelt werden soll, wird ihre Existenz überhaupt schließlich überflüssig.

Auf die Gründe, aus denen die Organe des **Centrums** neuerdings so eifrig nach neuen Argumenten gegen eine Verstärkung unserer Flotte suchen, fällt ein eigenthümliches Licht durch die Mittheilung der ultramontanen „Köln. Volksztg.", daß der Abg. Dr. Lieber dieser Tage in der Generalversammlung des katholischen Bürgervereins in Aachen erklärt habe, sein Besuch beim Reichskanzler habe der Aufhebung des Jesuitengesetzes gegolten; die Aussichten nach dieser Richtung seien hoffnungslos, nicht einmal auf die Aufhebung des Internirungsparagraphen dürfe man sich Hoffnungen machen. Daß Herr Dr. Lieber so kurze Zeit nach dem, den ganzen fanatischen Verketzerungsgeist der Jesuiten athmenden Canisius-Rundschreiben des Papstes und unmittelbar nach den Proben, welche die ultramontanen Jesuitenfreunde in Baden von ihrem Eifer zur Stützung von Thron und Altar geliefert haben, es gewagt hat, beim Reichskanzler zu Gunsten der Jesuiten vorstellig zu werden, beweist die Verblendung dieses Centrumsführers so schlagend, daß man sich nicht wundern kann, wenn er meint, durch einen Preßfeldzug gegen die Flottenpläne erzwingen zu können, was die „staatserhaltende" Thatenjesuitischer Geister nicht zu erreichen vermochten. Aus der Antwort, die er vom Fürsten Hohenlohe empfangen, geht jedoch mit erfreulicher Klarheit hervor, daß der Reichskanzler sich vollkommen der Folgen bewußt ist, die eine Nachgiebigkeit gegen das Centrum gerade jetzt im ganzen protestantischen Deutschland haben müßte. Gerade jetzt ist übrigens auf die Flottengegnerschaft der Centrumspresse sehr wenig Gewicht zu legen. Einen je älteren Dienst der Papst mit seinem Canisius-Rundschreiben der nach der Herrschaft lüsternen Centrums-Partei des deutschen Reichstages geleistet, und je gründlicher Herr Pfarrer Wacker und seine ultramontanen Schaaren in Baden dem „Nebenregenten" Dr. Lieber in den Suppennapf gespuckt haben, um so mehr muß dieser danach trachten, den Eindruck jener Thatsachen auf die verbündeten Regierungen und die Conservativen zu verwischen. Je schärfer das Centrum jetzt angefaßt wird, um so weniger braucht man sich vor seiner Oppositionslust zu fürchten.

Bei unserer Besprechung des **Haitischen Zwischenfalles** haben wir die Möglichkeit zugegeben, daß die Vertretung des Reiches in Haiti nicht immer den berechtigten Wünschen der dortigen Deutschen entsprochen hat. Für viel zu weitgehend und in seiner Allgemeinheit für durchaus ungerechtfertigt aber halten wir mit der „Nordd. Allgem. Ztg." die Behauptung eines Berliner Blattes, das Auswärtige Amt in Berlin habe in den letzten Jahren überhaupt den Schutz der Deutschen im Auslande lässig betrieben. Zur Widerlegung des unbegründeten Vorwurfs stellt die „Nordd. Allgem. Ztg." folgende Fälle zusammen, die in der betreffenden Zeit durch die deutschen Vertreter im Auslande erfolgreich behandelt worden sind:

Schon 1890 hat die Ermordung des Dr. phil. Reinsch in Kanea Anlaß zu Vorstellungen bei der Pforte gegeben, in Folge deren der Mörder des Dr. Reinsch zum Tode, seine Helfershelfer zu je acht Jahren Kerker verurtheilt wurden. Eine Entschädigung konnte damals nicht gefordert werden, weil die türkischen Behörden keine Schuld traf und der Ermordete vor dem Betreten der Gegend, in der er den Tod fand, gewarnt worden war. Im Jahre 1892 erhielt der Reichsangehörige v. Herzberg, dessen Haus im Osten von London vom Pöbel zerstört und geplündert worden war, auf Verwendung des Auswärtigen Amts von der englischen Regierung eine Geldentschädigung. In demselben Jahre erwirkte der deutsche Gesandte in Bern den Hinterbliebenen des in Bonfol von einem Nachtwächter erschossenen Reichsangehörigen Werner die Zahlung einer Entschädigung durch die schweizerische Regierung. Aus dem Jahre 1894 sei der Fall Neumann erwähnt, in dem es unserem Vertreter in Marokko gelang, außer der Hinrichtung des Mörders von der marokkanischen Regierung die Zahlung einer Entschädigung von 75 000 Frcs. zu erhalten. Ebenso sah sich die brasilianische Regierung durch das Vorgehen unseres Gesandten in Rio de Janeiro veranlaßt, zwei deutsche Matrosen, die bei einer Verhaftung durch brasilianische Soldaten mit Säbelhieben verwundet worden waren, durch Zahlung einer Geldsumme zu entschädigen und gegen die schuldigen Soldaten ein kriegsgerichtliches Verfahren einzuleiten. Im Jahre 1895 wurde nach Ermordung des Reichsangehörigen Rockstroh in Marokko in erster Linie die Bestrafung der Thäter durchgesetzt. Die daneben geforderte Entschädigung von zunächst 100 000 Fr. wurde wegen Verschleppung der Sache auf 200 000 Fr. erhöht, die die marokkanische Regierung denn auch, nachdem ein Geschwader nach Marokko gesandt worden war, bezahlt hat. In demselben Jahre gelang es dem deutschen Gesandten in Brasilien, die Zahlung der gesammten von uns aus Anlaß der letzten Revolution im Staate Rio Grande do Sul anhängig gemachten Reclamation von der brasilianischen Regierung zu erlangen, während auf dem Continente noch durch Verwendung des Auswärtigen Amts für die Hinterbliebenen des in Zürich von einem Polizeibeamten erschossenen Zimmermanns Bendfeld von dem Canton Zürich die Leistung einer Entschädigung von 8000 Frcs. erwirkt wurde. An das Eintreten des Auswärtigen Amts für die Ansprüche der deutschen Colonisten in Palästina, über das sich Freiherr v. Marschall in der Reichstagssitzung vom 14. Februar 1895 verbreitet hat, braucht nicht weiter erinnert zu werden. Auch das energische und umsichtige Vorgehen der deutschen Vertretung in Marokko aus Anlaß der im December vorigen Jahres erfolgten Ermordung des Reichsangehörigen Haeßner ist noch in Aller Erinnerung.

Dies dürfte genügen, um die Haltlosigkeit des gegen das Auswärtige Amt erhobenen Vorwurfs zu erweisen. Will man, daß der Respect vor dem deutschen Namen im Auslande noch mehr wachse, wodurch vielleicht die Wiederholung ähnlicher Gewaltthaten wenn auch nicht verhindert, so doch vermindert würde, so bleibt nichts übrig als sich Denen anzuschließen, die das Ansehen des Reichs in fremden Zonen am besten durch eine Vermehrung unseres Flottenmaterials gewahrt sehen.

Wenn die **Deutschen Oesterreichs** gehofft hatten, die erste Lesung des Ausgleichsprovisoriums ein zweites Mal verhindern zu können, so waren sie im Irrthum. Es ist so gekommen, wie wir es vorausgesehen hatten, daß die Obstructionsschlacht von der Linken verloren würde, weil die Rechte einfach die Debatte nach 15stündiger stürmischer Verhandlung und nach wiederholten Vergewaltigungen der Minorität die Sitzung einfach schloß. Es begreift sich, daß die Opposition durch die Brutalität der Majorität aufs Aeußerste gereizt wurde und daß es zu Scenen, Schimpfereien und Thätlichkeiten kam, die wohl noch in keinem Parlament vorgefallen sind, und die das Ansehen des Parlamentarismus, namentlich in Oesterreich, ganz gewiß nicht mehren. Nach der ersten Lesung folgt nun die Commissionsberathung, dann die zweite und dritte Lesung. Natürlich wird von den Deutschen Alles aufgeboten werden, um die Weiterberathung zu verhindern, aber es dürfte nach dem Beispiel der ersten Dauersitzungen doch wieder nur zu Verschleppungen kommen. Mit völliger Ignorirung der Geschäftsordnung läßt sich schließlich Alles durchführen und beschließen. Aber wir wiederholen unsere Voraussage, daß nach der Beendigung des gegenwärtigen parlamentarischen Kampfes in Oesterreich der eigentliche Kampf erst beginnen wird. Denn so viel ist klar, daß, wenn auch die dringlichsten Gesetze jetzt durch die Mehrheit der Rechten durchgedrückt werden, auf die Dauer in Oesterreich nicht so weiter regiert werden kann. Von eigentlichen Verhandlungen ist in Oesterreich schon lange nicht mehr die Rede; im österreichischen Parlamente spielt sich nichts ab, als Ueberrumpelungen und Lärmscenen. Die Sachlichkeit der Verhandlungen ist darüber völlig verloren gegangen. Und wie es im Parlamente ist, so ist es auch in den communalen Körperschaften und schließlich auch im Volke. Parlamentarische Kämpfe wie die österreichischen führen dazu, daß einem Volke aller Sinn für Sachlichkeit verlorenes geht und daß nur die Instincte des Hasses gegen die Gegner, der Sympathie für die Gesinnungsgenossen entscheiden. Wenn dem Volksempfinden so die nothwendige Basis, der Sinn für die Gerechtigkeit verloren geht, so wird damit zugleich die Basis des ganzen Staates erschüttert. Und deshalb wird die österreichische Regierung, wenn sie jetzt auch siegen mag, es sich überlegen müssen, ob sie die gegenwärtigen Zustände fortdauern lassen kann. Und wenn die Regierung es sich nicht überlegt, so wird es der österreichische Kaiser thun müssen. Denn ein Ministerium kann wohl sagen: „Après nous le déluge." Für eine Dynastie aber wäre diese Theorie verhängnißvoll.

Während in Deutschland von Neuem Bestrebungen zu Gunsten der Einführung einer Wehrsteuer in den Vordergrund treten, ist man in **Frankreich** damit beschäftigt, die dort bestehende Wehrsteuer erheblich einzuschränken. Der Deputirtenkammer ist eine Novelle zu dem bestehenden Gesetz über die „taxe militaire" zugegangen und zwar auf Grund der Anträge einer außerparlamentarischen Commission, die zum Studium dieser Frage eingesetzt war. Gegenwärtig sind in Frankreich der Wehrsteuer unterworfen Alle, die unter

---

Feuilleton.

Der Page.

9] Roman von A. Heyl.

Nachdruck verboten.

Die Frau warf einen grimmigen Blick auf den Boden der Schüssel. Da schwammen in einer braunen Sauce ein paar Brocken herum, die von ihr sofort als Haut und Knochen erkannt wurden. „Vielfraß, Rabenvater, Vagabund", wüthete sie. Die Umbetheiligten begleiteten diese schmeichelhaften Benennungen mit wiederndem Gelächter. Dorset erhob sich von seinem Sitze: „Wollt Ihr Ruhe geben, Gesindel", donnerte er herüber. „Soll ich mit der Peitsche dazwischen fahren?"

Er stand da wie ein Thierbändiger, der im Begriff ist, ein paar widerspenstige Raubthiere zu züchtigen. Die Drohung wirkte sofort. Der verwegene Mensch übte Gewalt über seine Umgebung, die drei Männer fügten sich widerstandslos seinem Willen. Das Weib brummte allerlei unverständliches Kauderwelsch vor sich hin und kroch in den Wagen.

„Wo willst Du hin?" redete Philipp Dorset sein Weib an, welches die Ueberreste seiner Mahlzeit in einen Korb packte. Erschreckt blickte die Frau zu ihm auf, ihre Hand zitterte, als sie den Deckel des Korbes schloß. „Mein armer Junge hat heute noch nicht gegessen."

„Wo treibt sich der faule Balg herum?" herrschte er sie an.

„Er hütet die Pferde auf der Waldwiese, wie Du ihm befohlen hast; gestatte, daß ich ihm die übrigen Speisen bringe", bat sie.

„Alles steckst Du dem lahmen Schlingel zu. Mein Bruder hat auch noch nicht gegessen. Warte, bis er kommt", befahl er.

„Dein Bruder wird im Schlosse wohl bewirthet werden, indeß mein armer Knabe vor Hunger weint. Lasse mich zu ihm."

„Du bleibst!" brüllte er, die Faust zum Schlage erhoben. „Dein Krüppel soll betteln, wie die Anderen auch."

Sie wagte es nicht, dem Erzürnten vorzustellen, Janos könne die Pferde nicht allein auf der Weide lassen, um nach Almosen zu gehen, ihr bangte vor den Zornesausbrüchen ihres Mannes, sie fürchtete seine Hand und seinen Fuß für sich sowohl, als für den unglücklichen Knaben, dessen schwacher, verkrüppelter Körper schwere Mißhandlungen nicht mehr ertragen konnte. Sobald sich Dorset von dem Gehorsam seiner Frau überzeugt hatte, bekümmerte er sich nicht weiter um sie, sondern lehnte sich in den Sessel und schloß die Augen, dem verlockenden Beispiel seiner Untergebenen folgend, die durch lautes Schnarchen von ihrer Mittagsruhe Kunde gaben. Das angsterfüllte Weib beobachtete den Gewaltigen, bis er fest schlief, dann schlich sie geräuschlos zwischen den Wagen durch, bis zu dem Wagen, in dem sich das streitbare Weib des Clown aufhielt. „Loiska, ich bitte Dich, bringe Du meinem Janos etwas zu essen, der arme Knabe fällt sonst um vor Hunger."

„Was gehen mich anderer Leute Kinder an", lehnte die Angeredete mürrisch ab. „Ich mag nicht, Jascha."

„Thue es doch, liebe Loiska", fuhr diese fort zu bitten, ich schenke Dir das rothe Band, das ich Dir gestern zeigte." Loiska schüttelte zwar den Kopf, kam aber aus der Thüre.

„Ich brauche Dein rothes Band nicht."

„Ich gebe Dir die Hälfte von dem Wein, den ich versteckt habe, Loiska, ich gebe ihn Dir, sobald wir allein sind, bringe meinem Knaben das Essen auf die Waldwiese", drängte Jascha. Loiska überlegte. Geistige Getränke übten eine große Anziehungskraft auf sie aus.

„Wenn Du aber nicht Wort hältst", wandte sie mißtrauisch ein.

„Dann magst Du es meinem Herrn verrathen, das ist das Schlimmste, was Du mir thun kannst."

Diese Worte Jascha's bestimmten die Andere. „So will ich denn Mitleid mit Dir haben, weil Du so sehr unter der Knute bist, thörichte Alte. Dein aufgeblasener Lümmel nästet sich von Deiner Habe, Du und Dein Bube Ihr müßt Hunger und Schläge aushalten. — Bei Euch mag das wohl gelingen, Jascha, wenn Dorset aber fortfährt uns schlecht zu behandeln, dann schlagen wir ihm eines Tages alle Knochen im Leibe entzwei und ziehen dann ab." Jascha erwiderte keine Silbe, sie kauerte am Boden, barg das Gesicht in den Händen, überdachte ihr Elend und verharrte regungslos, während Loiska mit dem Korbe der Waldwiese zuschritt.

Die Loiska war ein häßliches Weib. Auf ihrem gedunsenen Gesicht hatten Laster und Leidenschaften tiefe Spuren eingegraben. Die schwulstigen Lippen, die breite, aufgestülpte Nase und die stechenden grauen Augen, die wie Dolchspitzen unter den verschwollenen Lidern hervorblitzten, machten sowohl im Einzelnen als auch im Ganzen betrachtet einen abstoßenden Eindruck. Das Thierische in der Physiognomie dieses Weibes trat überwiegend hervor. Nach und nach waren ihr fast alle menschlichen Empfindungen fremd geworden. Für Güte, Mitleid, Barmherzigkeit fehlte ihr das Verständniß, nur ein Gefühl, welches alle weiblichen Geschöpfe auf Erden miteinander gemein haben, die Mutterliebe, war in ihrem Herzen nicht erstorben und darum begriff sie das Leid einer anderen Mutter, die noch elender war als sie. Diese Beweggründe hielten sie auch ab, von dem untertrauten Gute zu naschen. Unwillkürlich hob Loiska den Kopf höher und ging strammer als gewöhnlich einher. Es war ein schöner Spätsommertag, die Sonne stand hoch am wolkenlosen Himmel, ein lauer Wind säuselte durch die Wipfel der Bäume und wiegte die schlanken Blumenstengel am Pfade spielend hin und her. Droben in der Capelle schlug die Glocke die zweite Mittagsstunde. Loiska blickte zu dem alterthümlichen Bau empor, die längst entschwundenen Tage ihrer Kindheit lebten in der Erinnerung auf. So wie sie einst gebetet hatte, ebenso kniete da droben eine Gestalt vor dem Gitter und flehte mit zum Himmel gehobenen Händen wahrscheinlich um Hilfe in der Noth. Sie lachte höhnisch auf: „Sein Gewinsel wird ihm genau so wenig helfen, wie mir mein Beten vor Zeiten geholfen hat." Die Gestalt erhob sich, sie erkannte Emil Dorset.

„Seh' mir einer den Duckmäuser", brummte sie, — „man wird nie klug aus dem Jungen; er dünkt sich besser als wir, er paßt nicht zu uns, eines Tages wird er davonlaufen."

Unter solchen Gedanken und Selbstgesprächen näherte sie sich der Waldwiese. Die Töne einer Mundharmonika, begleitet von dem Lachen und Jauchzen einer lustigen Kinderschaar, klangen ihr entgegen. Die sonst so einsame Wiese war heute belebt. Im hohen Grase ruhten die Pferde, nachdem sie sich gütlich gethan, ihr lahmer Wächter saß auf einem Baumstrunk, blies ein lustig Stücklein und um ihn schaarte sich die Dorfjugend, der sich die fünf Kinder der Frau Loiska zugesellt hatten. Es mußte ihnen auf ihrer Wanderschaft durchs Dorf wohl ergangen sein, sie sahen satt und vergnügt aus. Ein Gleiches war von Janos zu berichten, dem des Löwenwirths Bastel in seinem Kunstenthusiasmus den für die Räthin Heldenberg bestimmten Braten zugetragen hatte. Sein Beispiel ermunterte auch seine Kameraden zur Freigebigkeit gegen die Vagabundenkinder, welchen dadurch nie gekannte lukullische Genüsse zu Theil wurden. Zum Dank dafür lehrten diese ihre Gastgeber allerlei Kunststücke, welche Bastel vor allen Anderen vortrefflich nachahmte. Der hübsche gelenkige Knabe gefiel dem braunen Weibe, sie sah ihm eine Weile zu; als er innehielt, um auszuschnaufen, redete sie ihn an: „Potztausend! Wie geschickt ist das junge Herrchen. Versteht etwas von unserem Handwerk, sollte mit uns ziehen, ein berühmter Mann werden."

Dies Lob von bewährter Seite eiferte Bastel von Neuem an, Proben seiner Gelenkigkeit abzugeben. Loiska hockte im Grase neben Janos nieder und stellte Vergleiche an zwischen ihren Kindern, die täglich mit Scheltworten, ja mit Schlägen zu dergleichen Körperverdrehungen gezwungen wurden, und dem hübschen Knaben, der mit Leichtigkeit ausführte, was jenen längst eine verhaßte Arbeit war.

„Wenn das Bürschchen in die rechten Hände käme, könnte was Großes aus ihm werden", sagte sie zu dem Lahmen, der gedankenvoll vor sich hinblickte und die Bemerkung zu überhören schien.

„Ich möchte wissen, ob er seiner Mutter einzig Kind ist", fuhr sie fort. „Der strotzt von Gesundheit, könnte was aushalten. Meine armen Würmer sehen fahl und hohläugig aus, sind in Lumpen gehüllt, müssen bis zum Tode mit Noth und Elend kämpfen. Weißt Du, ob das Bürschlein noch Geschwister hat?"

„Ich glaube wohl", antwortete Janos und sah die Fragestellerin mit seinen klugen, dunklen Augen forschend an. „Warum willst Du das wissen, Loiska?"

„Kümmere Dich nicht darum", wies sie ihn ab.

„Thue ihm nichts zu Leide", mahnte er eindringlich, „er ist ein guter Knabe."

Sie stieß ein gellendes Lachen aus: „Du bist auch ein

SLUB
Wir führen Wissen.